

Jus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

Und es waren Sonnentage auf dem Girsch. Jeder Tag erwachte in friedlicher Gelassenheit und ging mit mildem Abglanz zur Ruhe. Frank Werner konnte sich jetzt schon seine Bureauarbeit unter Zuhilfenahme der Mittagsstunden so einrichten, daß er nach sechs auf dem Girsch war. Er blieb selten den Abend in Dresden. Das Bedürfnis nach lauten Lustigkeiten verblaßte und er gewann die Stille auf dem Girsch bald lieb, und die Abende, mit seiner Mutter oder einigen Freunden zusammen verbracht, wurden ihm so wert, daß er sich wunderte, daß er so lange an lauten Zerstreuungen Freude empfunden hatte. Er ging langsam von der Breite in die Tiefe.

Seine Freunde und Bekannten kamen oft auf den Girsch, um nach „Mama Werner“ zu sehen, und jeder brachte ein freundliches Wort, einen heiteren Einfall mit, um die alte Frau zu erfreuen, so daß sie sich von zarten Aufmerksamkeiten und gern gespendeten Freundlichkeiten umgeben fühlte. Vor allen anderen war ihr Frau Gabriele ans Herz gewachsen, und wenn sie kam und Klein-Ellen mit ihren kleinen Fingerringen den Klingelknopf am Gartentore drückte und die Kraft durch Ausdauer ersetzte, so daß die ganze Wohnung widerhallte, und die Hunde bellten, dann war Müdigkeit, waren die lästigen Beschwerden vergessen.

Bisweilen öffnete die alte Frau den Schrein ihrer Erinnerungen und erzählte dieses oder jenes Stückchen ihres Sohnes, aber ohne sich durch ihn wichtig zu machen, mit der selbstverständlichen Sicherheit, die ein bescheidenes Wesen hat. — „Wenn er nur etwas besonnener wäre, und nicht so heftig, seinem ersten Impulse nachgebend,“ meinte sie. „Wieviele Unannehmlichkeiten hat er sich dadurch schon zugezogen. Ich will nicht sagen, daß er einem schlechten Impulse folgte, o nein, wahrhaftig nicht. Ich kann mich keines bösen Streiches entsinnen, aber so viele Torheiten, fügte sie hinzu und wiegte den Kopf, als ob jedes Kopfnicken einen Schock vor Torheiten markieren sollte. — Wenn er von irgend etwas überzeugt ist, glaubt er im Recht zu sein und dann geht er darauf los wie Blücher, wie der gute Vater immer sagte. Und wie oft hat er sich Beulen geholt. Wenn man alt geworden ist, weiß man, daß man die Berge nicht umblasen kann. Doch was nützen den anderen die Erfahrungen, die man selbst gemacht hat! Denen man sie so gern vermachen möchte, den Erben, die halten sie für unwert, und erst viel später erkennen sie nach manchen Schmerzen und Enttäuschungen, daß der Gut, den sie achtlos und als altmodisch beiseite geschoben haben, ihnen ganz gut gepaßt, und daß sie sich unter dessen Schutze recht wohl gefunden hätten.“ Bei diesen Gesprächen verlor sich die alte Frau manchmal weit in die Erinnerung, und Frau Gabriele lenkte nicht ab, denn sie freute sich dieser schlichten Erzählungen, die auch dem Wilde des Freundes da und dort einen kleinen Schatten oder ein Licht aufsetzten, das ihr bis jetzt noch unbekannt war.

„Denken Sie sich nur meine Angst,“ erzählte einmal Frau Werner, „er war damals dreizehn Jahre alt. Wir lebten den Sommer auf dem Lande in der Nähe von Leipzig. Frank hatte ein kleines Hündchen, einen grauen Affenpinscher, den er sehr liebte und der sogar nachts in seinem Bette schlafen mußte. Ich ging mit dem Jungen am Fluß spazieren, der sich durch die Wiesen schlängelte. Dieser törichte Affenpinscher hatte allerhand Jagdgelüste, er jagte Raken und Mäuse und grub jedem Maulwurf nach. Wer weiß, was ihn da am Ufer irritierte, vielleicht ein Frosch, der ins Wasser geplupst war, oder eine Wasserratte, wer kann das sagen, kurz, er bellte wütend und — klatsch liegt er im Wasser und wird von der Strömung fortgetrieben. Ich rufe Frank, der läuft am Ufer entlang und schreit: „Der Schnauzel ertrinkt! Mama, der Schnauzel ertrinkt!“ Ja, ich konnte doch auch nichts tun, ich konnte gar nicht schwimmen; ich hoffte, daß Arbeiter, die auf den Wiesen mähten, kommen würden, wenn sie unser Rufen hörten, aber niemand rührte sich, und der Hund trieb ab. Da

springt der Junge ins Wasser, so wie er war, mit der Botanistertrommel über den Schultern, und schwimmt dem Hunde nach. Großer Gott, ich bin fast gestorben vor Entsetzen und lief am Ufer Hilse rufend nach, wie eine Henne, die Enten ausgebrütet hat und sich nun entsetzt, wenn die jungen Entenküken davonschwimmen. Frank hatte inzwischen den Hund erwischt, konnte aber nicht ans Ufer kommen, da die Strömung ziemlich reißend war, und das Ufer steil. Endlich, bei einer Biegung des Flusses, an einer seichteren Stelle, konnte er sich an dem Weidengebüsch festhalten mit der einen Hand, in der anderen Hand hielt er den verfluchten Köter. Dann haben wir uns alle drei angestrengt. Ich kauerte mich hin und zog den Jungen an mich. Der Hund war schon ans Ufer geklettert und wälzte sich im Rasen. Frank war ganz voller Lehm und zertrakt an den Beinen. Und dann springt er mir an den Hals und drückt mich, und der törichte Hund bellt, als ob die beiden, Gott weiß was für Geisheiten aufgeführt hätten. Dann zogen wir alle drei triefend und schmutzig auf Seitenwegen nach Hause. Ich mußte alle Autorität anwenden, um ihn in das Bett zu bekommen. Als er dann endlich wohlverwahrt in seinem Bettchen lag, da habe ich ihm eine nach meiner Ansicht sehr vernünftige Ermahnungsrede gehalten. Er hörte mich erst still an, dann nahm er mich beim Kopf, küßte mich und zwischendurch sagte er: „Aber Mutter, was sollte ich machen? Ich konnte den Schnauzel doch nicht ertrinken lassen. Ich kann ja schwimmen.“ Ja, was soll man da sagen! Ich war wirklich böse.“

Frau Gabriele lächelte: „Aber nur eine ganz kurze Zeit, nicht wahr, denn im Grunde genommen waren Sie doch stolz, daß er nachgesprungen war.“

Die alte Frau sah ihr klar in die Augen. Frau Gabriele hielt den Blick tapfer aus, wenn sie auch ein ganz klein wenig errötelte. Da küßte sie die alte Frau auf die Stirn und strich ihr liebevoll über die blonden Haare, die in natürlichem Gefräusel ihren Kopf umrahmten und ihr einen jugendlich mädchenhaften Zauber gaben.

„Ja, ja, Sie kehren eben alles bei ihm zum besten!“

Bisweilen begleitete Ursula Frau Gabriele bei diesen Besuchen. Das junge Mädchen war die ersten Male, da sie der Mutter Franks gegenübertrat, besungen. Sie fühlte, daß Frau Werner sie beobachtete, und daß es nicht nur Blicke waren, die ihre zierliche Schönheit bewunderten. Doch nach und nach schwand diese Befangenheit, verschwindet durch die gleichbleibende Herzlichkeit der alten Frau, die in ihr nur diejenige erblicken wollte, die ihr Sohn liebte.

Eines Tages saßen die Damen im Garten. Der Teetisch war im Schatten der Laube gedeckt, die mit roten Kletterrosen bewachsen war. Frank hatte Ursula versprochen, zeitiger als gewöhnlich zu kommen und den Weg durchs Tal zu nehmen. Ursula rückte ihren Stuhl aus dem Schatten, nahe an die Brüstung, um den Weg, den Frank kommen wollte, zu übersehen.

„Du wirst einen Sonnenstich bekommen oder Sommerprossen,“ meinte Frau Gabriele, die sich mit einer Handarbeit beschäftigte, „bleib doch im Schatten.“

Ursula wurde verlegen; sie zögerte, ihren günstigen Beobachtungsposten zu verlassen, und wollte doch nicht den Grund hierfür angeben.

Frau Werner lächelte und wies mit den Augen auf ihren Sonnenschirm, der neben ihr am Korbsessel lehnte.

Das Blut schoß Ursula zu Kopf, sie sah nach Frau Gabriele, die die Blicke nicht von der Arbeit aufhob, dann dankten ihre Augen der alten Frau, die sie verstanden hatte, und sie nahm den Schirm.

„Ich kann ja den Schirm aufspannen,“ sagte sie, und schnitt Frau Gabriele eine komische Grimasse.

Frau Werner drohte nachsichtig lächelnd mit dem Finger. Nach einer Weile hustete Ursula und winkte mit den Augen unter dem Schirm hervor nach Frau Werner. Wenige Minuten später grüßte Frank mit einem fröhlichen „Hallo“ nach der Terrasse.

Gegen Abend verabschiedeten sich die beiden Damen, und Frank ging mit Frau Gabriele voraus. Frau Werner stützte sich leicht auf den Arm von Ursula, die einfüßig und niedergeklagen neben ihr einhertritt. Frank hatte eben

gesagt, daß er dieses Jahr sich unmöglich im Juli frei machen könne, und deshalb die lebenswürdige Einladung des Kommerzienrats von Bosh habe ablehnen müssen, der ihn aufgefördert hatte, den Juli in Scheveningen mit ihnen zu verbringen. Da Frau Gabriele und Frank außer Horweite waren, sagte Frau Werner zu Ursula: „Was im Sommer reist, erntet man im Herbst. Nur Geduld, mein liebes Kind. Wir Frauen müssen uns in Geduld fügen.“

Ursula seufzte, eine feine Röte überzog ihr Gesicht, die der alten Frau mehr dankte als Worte. (Fortf. folgt.)

Der Schuß in den Spiegel.

Von Curt Mored.

Mit einem Frühling kam er von der Stadt her an und folgte den paar Bauern in Sonntagskleidern, die mit ihm ausgestiegen waren, dem Ausgang zu. An ihnen vorbei, die den Geruch ihrer umgelüfteten Stuben um sich verbreiteten, drängte er ins Freie. Auf dem staubigen Vorplatz mußte er sich die Augen mit der Hand decken, so sprang ihm das blanke Licht hinein. War das ein Tag! Die Sonne wuchs förmlich wie überreifer Weizen um ihn herum.

Einen Augenblick hielt er Nirschau in der Landschaft, die eben war wie ein Tisch. Drüben lag eine kleine Stadt, eng zusammengekauert aus Angst vor der Weite. Auf diesem und jenem Hause blitzte ein Ziegel unter der Sonne auf, als stünden ihm Schweißtropfen auf der Stirn vor lauter Feierlichkeit an einem Tage, der voll Lichtweisse und Straßenfülle war, wie ein Marienaltar im Mai.

Der Fremde ging auf dem schmalen, grasbewachsenen Fußwege, der einen großen Bogen um ein undicht bestandenes Gehölz und eine feuchte Wiese zog. Seine Gedanken waren mit bitter-ernühten Mienen zusammengetreten und hielten Nirschau. Darum vertraute er sich dem Pfad an und ließ das Städtchen aus den Augen; ließ drüben vor dem lichtberglasten Horizont die buckligen Weiden und die hungerich-lankten hohen Pappeln ihren Weg pilgern, dem alten Rheinstrom zum Trost, der hier melancholisch um sein Ende zu trauern beginnt, und hatte all der Dinge ferner nicht acht.

Plötzlich stand er still und schaute angestrengt hinüber, wo die Vahngleise weisblinlend auf dem beruhten Erddamm zur Stadt zurückliefen. Weit hinten hörten sie mit einem Male auf, als grüben sie sich in die Erde, und die Stadt mit den Dornbüumen war in Ferne eingespinnen und unsichtbar. Jetzt lief der schmale, kaum noch erkennliche Pfad am Rande des Baumbestandes vorbei. Hier warf sich der Wanderer kurzen Entschlusses ins Gras, streckte sich langhin ins Alleinsein und legte die Hände über der schmerzenden Stirn zusammen.

Was war denn das, was sich in der Stadt da hinten als krauses unverständliches Schattenspiel kaum ausgespielt hatte? Eine Grollheit von Gestalten und Dingen hatte sich plötzlich über ihn hergeworfen wie ein Karneval, und dann gab es auf einmal kein Weiter in diesem Geschehen, daran er kaum erkannt hatte, ob es lustig oder traurig war. Nichts von dem; nur klein, elend, lächerlich war es.

Immer und immer wieder war es ihm bedeutet worden, daß er Offizier sei, daß er nicht der Mensch sein dürfe, der er war. Und das machte ihn trotzig; denn er empfand, daß da nichts Unedles war, was in ihm aufbegehrt. Nach etwas, für das sich selbst ganz einzusehen es der Mühe wert gewesen, suchte er vergebens. Und da er nichts fand, das ihn auszufüllen vermochte, und ihn das Gefühl der Leere quälte, betäubte er sich — er liebte, spielte, trank. Er liebte ohne Gefühl, und er spielte mit wenig Glück. Er verspielte schließlich, was er hatte, und noch ein gutes Teil mehr.

Aber damit war es nicht genug: ein verpfändetes Ehrenwort ging auch noch mit darauf. Und das war so gut wie das Ende. Für die gutgesagte Schuld Dedung zu finden, das zu versuchen erschien ihm lächerlich. So wartete er ab, ob schon er den Ausgang wußte. Es war nur noch eine höhnische Freude an diesem Possenspiel.

Zwei Regimentskameraden suchten ihn auf, todernst und feierlich. Sie sprachen lange hin und her, wie mit verteilten Rollen, und saßen steif auf ihren Stühlen. Sie sprachen viel von Ehre und solchen Dingen. Ehre ist ein harter Wechstein; wem an ihm das Messer geschliffen wird, der muß bluten.

So hatten sie abwechselnd ihre Anschauungen und ihr Urteil abgegeben. Auf einmal war es dann ganz still, als säßen sie hüben und drüben von einem schwarzen Gedankenstrich, den jene beiden feindlich und abweisend zwischen ihn und sich gezogen hatten. Und da es für sie hier nichts mehr zu tun gab, standen sie auf und gingen, gingen von ihm, wie Feinde.

Als Frieder dann in die halbdunkle Stube zurücktrat, fand er auf dem Tisch ein Ledertäschchen mit Banknoten und eine Pistole. Geld und Waffe; das war so gedacht: bezahle deine Schulden, und dann geh hin und gib dir das ins Hirn. Das war eine gerade, staßhafte Logik, und doch sah Frieder eine lange Nacht da, und sie wollte ihm nicht in den Kopf. Am Morgen warf er sich in den Zug und fuhr heraus aus der Stadt.

Und nun lag er hier und mühte sich wieder um den einen Gedanken. Er konnte lachen über das Sinnlose, das an dem Ausgang dieser Affäre war, aber darüber hinweg kam er nicht, einen Umweg fand er nicht. Er wußte, daß er die Waffe brauchen würde. Aber er war gnädig mit sich selbst, schenkte sich noch diesen einen Tag, der jungfräulich über den Wiesen lag. . . .

Heute trug er einen losen grauen Sommeranzug, niemand wußte hier von ihm, und endlich einmal war er nichts weiter als ein Mensch.

Er sprang auf, griff den Strohhut und die gelbe Ledertasche vom Boden und vertraute sich zur ferneren Wanderschaft dem schmalen Fußpfad an, der gleich wieder da war, ihn zu führen. Drüben im Städtchen wurden jetzt Glocken laut, zwei, drei, und jede wollte der andern über sein. Der vergoldete Hahn auf der Turmpipe zitterte förmlich.

Die ersten Häuser waren nicht mehr fern, und ihre rückwärts gelegenen Gärten schoben sich weit zwischen die Felder heraus. Da bog auch schon der Wiesenpfad ab und führte Frieder über einen schmalen Graben hinweg auf die Straße, die ins Städtchen eintrat.

Er kam an ein Strahlenkreuz. Pudelköpfige Maziern machten von hier eine lange Allee hinab auf einen sonnigen Platz, der voll Menschen war. Dahinter stand die Kirche, feierlich und mit vielen bunten Schattensalten in ihrem alten Steingewände. Der Platz war ziemlich tief gelegen und floß über von dem Gewoge der Menschen und Farben. Dazwischen schlug die Sonne mit ihren flachen Strahlenflingen, und überall blitzten Lichter auf. Staub wölkte, Füße scharzten, und über dem Auf- und Abfluten schwirrte es von Stimmen.

Frieder ging auf die Menschenmasse zu. Es war ein Schieben und Drängen. Kinder schrien auf. Aus dem Kirchenportal quollen fahle Wolken von Weisrauch. In der schwarzen Tiefe glomm das alte Goldwerk des Hochaltars hinter den flackernden Kerzen auf. Frieder stand eingeklemmt in einen Haufen Menschen und konnte die Arme kaum rühren.

Mit einer Fronleichnamshymne brach drinnen die Orgel los, Männergesang fuhr dazwischen, Kinderstimmen zitterten darüber. Von geschüttelten Rehnergläschen zerflatterte silbernes Klingeln und aus dem Kirchenportal schob sich ein Strom junger Mädchen in Weiß, einen breiten Weg ausmachend in der Menge, die auf dem Platz wimmelte. Blechinstrumente schmetterten ein jubeindes Lied; von den Häusern schlugen die metallenen Klänge verdoppelt zurück. Bunte Fahnen wickelten sich auf über einem Zuge schwarzgekleideter Männer, taten einen lahmten Flügel Schlag und hingen schlaff in der bewegungslosen, heißen Luft. Sonne, Staub, Menschengewühl.

Alle sangen, schrien und beteten den heißen Atem aus sich heraus. Sie öffneten den Mund wie Erstikende. Wie Blutende gingen die Rehnaben in ihren grellen Gewändern mit im Zuge. Und fortwährend streuten die Blechinstrumente ihre Töne aus, blitzten die Messingtrompeten in der Sonne. Ein goldflimmernder Baldachin wurde zwischen Kerzen vorübergetragen, zitterte weisrauchumkränfelt in der Sonne. Leer und dunkel, fast feierlich drohend, stand das offene Kirchenportal.

Die Menge hatte Frieder mit heruntergezogen auf die Anie. Ihre Hände zitterten gegen die Brust an. Auch Frieder ehte schweigend diesen ihm fremden Kult. Aber er wollte sich befreien von einer Befangenheit, die ihm unbequem geworden, und er reinigte das von bewegten Bildern überfachte Auge in der sonnenberglasten blauen Leere des Himmels, an der Weite und ihrer Ewigkeit.

Und wie er den befreiten Blick zurückrief, sah er drüben auf dem Platze, der von dem der Prozession nachströmenden Volke fast leer geworden war, eine Frau, die zu ihm herübersehauete, sich alsdann umbrehte und auf das Kirchenportal zuging, aus dem die letzten Garzschwaden rauchten. Das kühle Dunkel des Gewölbes innern sog das freudige Rot ihres Kleides gierig auf.

Frieder machte ein paar mühsige Schritte über den Platz, der die heiße, breitruhende Sonne müd auf seinem Staubteppich trug.

Von Weg und Höhe erschöpft, wußte er nicht, wohin sich wenden, und so floh er endlich in das Dunkel der Kirche, von dem Kühle ausging, wie von einem Brunnen.

Drinnen erkannte sein geblendetes Auge die Fliesen nur als einen bleichen gebreiteten Schimmer. Sinnlich lodte der verhaltene Glanz der Goldzieraten, der vermischte Duft von Blumen, Kerzen, Harzen, das aufreizende Rot der Fensterrosen.

Und als Frieder den Kopf ein wenig zur Seite bog, flammte dort, dicht neben ihm, das rote Kleid der jungen Frau aus dem Dämmer. Weich lag das feine Profil unterm Haar. Der Mund war nur ein feiner Riß, und die Brauen waren schmale, dunkle Sichel.

Mit einer plötzlichen Kühnheit wandte Frieder sich ihr zu, redete sie flüsternd an, und sie sprach mit einer gütigen, ruhigen Stimme auch zu ihm.

So sprachen sie lange, bald vertraut miteinander, als empfänden sie eine Schicksalsgemeinschaft. Sie fühlten in dieser Steineinsamkeit des Kirchenschiffs das wilde Klopfen ihrer Herzen. Eine unheimliche Angst vor der plötzlich empfundenen hohen Leere des Raumes drängte sie näher zueinander hin.

Da lärmten von draußen her, sich nähernd, die Blechinstrumente, hatten noch immer die gleichen Fronleichnamswesen. Ge-

Scharr und Gemurmel wälzten sich dem Zuge weit voraus. Frieder und die Fremde verließen die Kirche und flüchteten quer über den glühenden Platz in eine enge Straße. Immer undeutlicher wurde das Getöse, rollte durch Nebengassen noch einmal zu ihnen herüber, zulezt heiser und kläglich die Blechtrumpeten. Dann war es ganz sonntagsstill.

Sie waren in eine der Straßen geraten, die zu den Rheinwiesen hinausliefen. Bald hörten die Häuser auf, und hinter einem grünen Band kniehoher Grases trieb der Strom, rief sich wie ein alter Jagdhund am groben Steinwall die Pfanken und schielte in den blüßblauen, sauberen Himmel. (Schluß folgt.)

Der Laubkollonist.

Wer sich mit Gartenbau beschäftigt, der wird sehr bald einsehen, daß er sich in den Krieg begibt oder, richtiger gesagt, mit Aufnahme der Bodenkultur einen Kampf beginnt, der sich endlos durch alle Jahre hinzieht, in dem man jeden Sieg durch unerbittliche, zielbewusste Arbeit erringen muß. Dieser ewige Kampf gilt der Natur, richtiger gesagt ihren Wetterlaunen, die in Nässe oder Dürre, in Kälte oder Hitze, in Hagelwetteru und Sturm in die Erscheinung treten, weiterhin den jähren Unkräutern, denen nur der gewachsen ist, der ihnen an Zähigkeit überlegen ist, sowie mit dem schier endlosen Heer der tierischen Schädlinge und der Pilzkrankheiten. Je höher die Sonne steigt, um so lästiger werden die Unkräuter, die tierischen Schädlinge und die Schmarotzerpilze.

Das beste Kampfmittel gegen Unkräuter jeder Art ist die Gartenhacke, sie gibt es jetzt unausgeseht zu handhaben. In Gebenden mit schwerem Lehm- oder gar jähem Tonboden, hängen die Kulturerfolge von der richtigen und fortgesetzten Handhabung der Hacke in noch weit höherem Maße ab, als in unseren märkischen Sand- und Moorböden. Lehm- und Tonböden werden nach jedem Regen steinhart, um dann unter Einwirkung der Sonne zu reißen. In solchen Bodenarten ist nach jedem Landregen gründliches Hacken absolut erforderlich, wenn die Kulturen nicht verunglücken sollen, und mit diesem Hacken werden dann zugleich auch die Unkräuter vernichtet, oder doch immerhin in ihrem Weiterwachsen erheblich gestört. In unseren Bodenarten wäre die oberflächliche Bodenlockerung, wie sie das Bedecken darstellt, weniger oft erforderlich, da sie länger loder bleiben und sich niemals steinartig erhärten; aber das immer wieder aufsteimende Unkraut nötigt auch bei uns zu fortgesetzter Hackarbeit. Je öfter man sie ausführt, um so rascher geht sie von statten. In dem ersten Lebensstadium ist auch das jäheste Unkraut an den Wurzeln empfindlich. Macht man bei warmem, trockenem Wetter, läßt man dann das durch die Hacke geloderte, Erdreich durch Stunden oder bis zum nächsten Tag ungeebnet liegen, so daß die Sonnenstrahlen einwirken können, um es dann erst abzuarken und die verborrenen Unkräuter aufzusammeln, so kann man mit deren ziemlich vollständiger Vernichtung rechnen. Das stets frühzeitige Bedecken ist auch insofern von besonderem Vorteil, als es die Samenreife der Unkräuter verhindert. Macht man erst, wenn die Unkrautsamen fast oder ganz reif sind, so ist ein Teil bereits ausgefallen oder davon geflogen, während der übrige auf dem Komposthaufen lebensfähig bleibt, und diesen zum Brutherd für die fernere Verunkrautung des Gartens macht. Dies ist wohl zu beachten. Wird das Hacken zu spät ausgeführt, so bringe man die ausgejähten Unkräuter nicht auf den Kompost, sondern lasse sie an einer abgelegenen Stelle antrocknen, um sie dann zu verbrennen. In gleicher Weise sollte auch mit dem Fallaub verfahren werden, das fast stets, wenn es von Obstbäumen und Rosen stammt, eigentlich immer, mit verderblichen Pilzsporen behaftet ist, die auf dem Komposthaufen lebensfähig bleiben und im nächsten Jahr beim Ausbreiten und Untertreiben des Kompostes auf das Kulturland immer von neuem übertragen werden.

Es ist eine unerwünschte Erscheinung, daß in Jahren mit geringem Fruchtanfaß der Obstbäume, wie dem gegenwärtigen, die tierischen und pflanzlichen Schädlinge ganz besonders lästig in die Erscheinung treten. In Jahren mit reichem Obstansatz haben diese Schädlinge die Wahl zwischen Tausenden und Abertausenden von Früchten. Was dann vernichtet wird, fällt deshalb nicht schwer in die Wagtschale, denn auch der gesunde Baum ist nicht in der Lage einen überreichen Fruchtanfaß zur vollkommenen Ausbildung zu bringen. In mageren Jahren, wie in diesem, stürzt sich aber das Schädlingsgesindel auf die wenigen vorhandenen Früchte, die dann fast ausnahmsweise befallen werden, wenn wir die Hände ruhig in den Schoß legen. Am verderblichsten sind diesmal die Widler- raupen und die Raupen der Frostnachtspanner aufzutreten, gegen die man sich bei größeren Pflanzungen eigentlich nur wenig schüben kann (am besten noch durch wiederholtes Bespritzen der Bäume mit arsenhaltigen Bekämpfungsmitteln, also der Kupferkalk- oder der Schwefelkalkbrühe unter Zusatz eines Arsenpräparates.) Bei weniger und kleineren Bäumen, ist das Kontrollieren aller Zweige und das ständige Zerdrücken aller Räupchen das beste Kampfmittel. Bei größeren Pflanzungen ist dies Verfahren aber unausführbar. Schon lange bevor die Widler- raupen auftreten, hatte in diesem Jahr ein winziger Käfer, der Apfelblütenstecher, sein Unwesen getrieben. Er legt in jede Blütenknospe ein Ei ab. Die

diesem Ei entschlüpfende Made weidet Griffel und Staubfäden in den noch geschlossenen Blütenknospen ab, die sich danach überhaupt nicht öffnen; die Blütenblätter verfärben sich braunrot, die Made verpuppt sich unter dem geschlossenen Dom und das Fruchtblatt fällt vorzeitig. Auch von den Früchten, die unbeschädigt bleiben, fällt jetzt noch ein großer Teil der in der Entwicklung zurückgebliebenen. Dieses starke, bei einigen Apfelsorten in diesem Jahr geradezu beängstigende Fallen der kleinen Früchte, ist teils auf ungenügende Befruchtung, als Folge des Spätkrofes in der Nacht vom 2. zum 3. Mai, teils auf die schroffen Temperaturwechsel zurückzuführen. Wir hatten vielfach am Tage glühende Hitze und in der folgenden Nacht Temperaturen von 4 bis 12 Grad C. Wärme. Derartige Temperaturstürze schaden der Entwicklung des Kern- und Steinobstes ganz außerordentlich.

Viel Kopfschmerzen macht dem Gartenbesitzer jetzt das Auftreten der Blutlaus; sie hat in unserer Provinz in den letzten Jahren mehr und mehr an Boden gewonnen. Die Amtsvorsteher der Vorortgemeinden erlassen bereits Verfügungen, in denen die Gartenbesitzer bei Strafandrohungen zum Vernichtungskampf gegen die Blutlaus aufgefordert werden. Auf dem Papier nehmen sich die verschiedenen empfohlenen Bekämpfungsmitteln sehr hübsch aus, in der Praxis stellt es sich aber bald heraus, daß eine vollständige Bekämpfung dieses Schädlinge, den wir der neuen Welt verdanken, so gut wie ausgeschlossen ist. Die Blutlauskolonien sind jetzt leicht an dem weißen Flaum zu erkennen, mit dem diese Läufe reichlich bedeckt sind. Zerdrückt man die Kolonien mit den Fingern, so färben sich diese rötlich, daher der Name Blutlaus. Querschnitts sieht sie immer an Wundstellen an, namentlich an Schnitt- und Sägewunden, auch wenn diese sachgemäß mit Baumwachs verfrischen waren. Dann tritt sie an den Veredelungsstellen umgepfropfter Bäume auf, und bald geht sie auch auf die jungen Triebe über, an denen sie sich immer zuerst an den Blattwinkeln festsetzt. Die mit Blutläusen befallenen Stellen nehmen eine krankhafte, krebsartige Beschaffenheit an. Vernachlässigte Apfelbäume sind oft ganz mit Blutläusen bedeckt. Wie immer in der Natur, so sind in erster Linie schlecht gepflegte, kränkliche, hungernde Bäume diesem Schädlinge zugänglich, während ihm wüchsige, gesunde Widerstand entgegensetzen. Aber es gibt auch besonders blutlausempfängliche Sorten. Solche sind z. B. die große Kasser Renette, Cox Orangenrenette, ganz besonders aber die Wintergoldparmäne und auch der Burpurrote Cousinot, ein beliebter Weihnachtsapfel. Bei Neuanpflanzungen sollte man diese und andere empfängliche Sorten möglichst ausschalten. Bis heute kennt man nur zwei Apfelsorten, die niemals von der Blutlaus angegriffen werden; es sind dies der Charlamowitsch und Baumans Renette. In dem ungewöhnlich heißen und trockenen Sommer 1911 war die Blutlaus stark aufgetreten, als aber die Hitze und Dürre anhielten, die Bäume saftlos wurden, verschwand sie. Optimisten glaubten damals, der Schädling sei überwunden, aber schon nach den ersten Herbsttagen stellte er sich wieder ein, und seitdem sind ihm die Witterungsverhältnisse günstig gewesen. Jetzt im Sommer gelangt eine flugfähige Generation zur Entwicklung, die von vernachlässigten Obstbäumen ihren Ausgang nimmt und immer wieder die gesunden Bäume gut gepflegter Pflanzungen befallt. So lange Apfelmilch betrieben wird, wird man auch mit der Blutlaus rechnen müssen. In kleinen Gärten, wo es sich nur um wenige Bäume von mäßigem Umfang handelt, kann man den Schädling an den oberirdischen Teilen — er lebt auch in der Erde an den Wurzeln — durch Behandlung mit Fett bekämpfen. Man nimmt einen grobkörnigen Pinsel und irgendwelches Fett, Schweineschmalz, Rindertalg, Leinöl oder ungerinigtes Entschlupföhl. Der Pinsel wird ab und zu in eines dieser Fette getaucht, und dann werden die einzelnen Blutlauskolonien sorgfältig und kräftig damit eingepinselt. Das Öl ersticht die Läufe mitsamt ihrer Brut. In großen Pflanzungen ist dieses Verfahren unausführbar, denn es würde hier Kosten verursachen, die den Ertragswert der zu behandelnden Bäume um das Vielfache übersteigen. Es kann sich hier nur um ein Bespritzen der Bäume mit einer insekten tödenden Flüssigkeit handeln. Für die Ausführung dieser Arbeit ist eine tragbare, für große Pflanzungen eine fahrbare Obstbaumpumpe erforderlich. Gegen Gifte jeder Art ist die Blutlaus meiner Erfahrung nach vollständig immun. Auch Karbolineum kann ihr nichts anhaben, wie ich erst jetzt wieder feststellte. In allerneuester Zeit gelangt nun ein Mittel in den Handel, das mir dazu angetan zu sein scheint, den Kampf gegen die Blutlaus und andere tierische Schädlinge des Obstbaues zu erleichtern. Dieses Mittel, dessen Hauptfehler sein hoher Preis ist, führt den Namen „Hohenheimer Brühe“; es ist zusammengestellt von der Kgl. Württ. Anstalt für Pflanzenschutz in Hohenheim. Seine wirksamen Bestandteile bestehen aus Del, Nikotin und Tetrachloräthan, welsch letzteres wie Chloroform wirkt. Im Handel kostet $\frac{1}{4}$ Liter dieser Brühe 1 M., $\frac{1}{2}$ Liter 1,80 M., 1 Liter 2,50 M., 5 Liter 11 M., 10 Liter 20 M. Die Anwendung erfolgt in 2 bis 4prozentigen Lösungen. Ich habe meine Versuche mit einer Fünftelkanne aufgenommen, zunächst nur kleinere Bäume behandelt und alle sichtbaren Blutlausherde mit der Brühe eingepinselt. In Rücksicht auf den hohen Preis des Mittels habe ich mich mit 2prozentiger Lösung begnügt, also 2 Liter Brühe in 98 Liter Wasser verrührt. Die günstige Wirkung ist eine ganz auffallende, und die behandelten Bäume erleiden keinen Schaden. Ich werde deshalb nunmehr auch zum Bespritzen größerer Bäume übergehen. Es sei aber darauf hingewiesen, daß die Blutlaus mit

einmaliger Besprikung oder Bepinselung nicht erledigt ist. Wenn es möglich wäre, alle Blutlausherde zu vernichten, und wenn jeder Obstbaumbesitzer seine Schuldigkeit in diesem Kampfe tun würde, dann wäre die Blutlaus bald endgültig aus der Welt geschafft.

Neulich verhält es sich mit dem amerikanischen Stachelbeermehltau, der vor 7 bis 8 Jahren aus der neuen Welt in unsere Kulturen kam. Zuerst trat er am Rhein auf, und aus dem Rheinland hat er sich jetzt über das ganze Deutsche Reich verbreitet; seit etwa drei Jahren ist er in Groß-Berlin. Im Vorjahre verdarb dieser Pilz meine ganze Stachelbeerernte, in diesem Jahre begann ich Anfang März die Sträucher zu spritzen. Bis jetzt habe ich dreimal gespritzt und dadurch Pflanzen und Beeren absolut rein erhalten, während sie in allen Gärten der Umgebung mit Mehltau völlig bedeckt sind. Nun warte ich die Ernte ab, um die Früchte nicht durch Besprikung unappetitlich zu machen, nach der Ernte spritze ich noch zwei- bis dreimal, und im Winter schneide ich wieder alle Triebspitzen ab, weil sie mit Pilz behaftet sein können, verbrenne sie und nehme dann im März wieder die erste neue Besprikung vor. Wer es ebenso macht, wird nach wie vor trotz dieser Seuche erfolgreich Stachelbeeren ziehen können, wer es nicht so machen kann oder nicht so machen will, der tut in seinem eigenen und im Interesse der Allgemeinheit besser daran, seine Stachelbeersträucher auszuoden und zu verbrennen. Bei kleinem Bestand kann man sich zur Besprikung einer fein zersäubenden Handspritze bedienen, am besten der „Sprühfex“ benannten Spritze, welche die Flüssigkeit sehr sparsam verteilt. Die Besprikung erfolgt mit Schwefelleberbrühe, 200 Gramm Schwefelleber, für wenige Pfennige in jedem Drogengeschäft erhältlich, in je 100 Liter kaltem Wasser gelöst, oder mit kalifornischer Schwefelkalkbrühe, 3 Liter Normalbrühe auf 100 Liter Wasser, aber nicht durch Bestäubung mit Schwefelbrühe, da die Sträucher nach deren Anwendung das Laub werfen. Die gleiche Erscheinung tritt auch dann ein, wenn man mit zu kräftigen Lösungen der genannten Brühe spritzt und wenn man die Besprikung bei trockenem, heißem Wetter ausführt. Im Interesse der Rosenliebhaber sei noch bemerkt, daß die genannte Schwefelbesprikung auch ein vorzügliches Vorbeugungsmittel gegen den Rosenmehltau bildet, gegen die auch Bestäubung mit Schwefelblüte oder gemahlenem Schwefel bei warmem, sonnigem Wetter angewendet werden kann. Dazu muß man ein blasbalgartiges Verstäubungsinstrument verwenden. Ist der Rosenmehltau einmal stark verbreitet, so hilft diese Kur nichts mehr, da die im Innern der Blätter und Triebe wuchernden Pilzfäden durch äußerliche Schwefelbehandlung in ihrer Existenz nicht beeinträchtigt werden. Hd.

Kleines Feuilleton.

John Brindman. Am 3. Juli vor hundert Jahren wurde in Rostock in Mecklenburg als Sohn eines „Schiffers“, d. h. Führers und Besitzers eines großen Fahrzeugs, John Brindman geboren. In ihm sollte der plattdeutschen Sprache ein ebenso wirksamer Förderer wie Fritz Reuter erwachsen. Brindman schrieb anders als Reuter. Hatte Reuter sich sozusagen ein „Schriftplatt“ geschaffen, so ist Brindmans Sprache die getreue Wiedergabe des gesprochenen Plattdeutsch. In seinen „Gedanken über Plattdeutsch“ hat er sich selber darüber ausgesprochen.

„Das norddeutsche Volk von der Eider bis zum Harz, von der Oder bis über die Weser hinaus spricht plattdeutsch als seine Werktag- und eigentliche Lebenssprache, und das Hochdeutsche ist eine Art Sonntagsschrod, den es nur ungern anlegt, weil es sich darin trotz der vorangegangenen Jahrhunderte, trotz der Einwirkung des hochdeutschen Idioms nicht bequem zu bewegen vermag und zu bewegen liebt.“

Die Ansicht derer, welche dem plattdeutschen Idiom überall keine Berechtigung als Schriftsprache zugestehen wollen, wäre jedenfalls begründet, könnte es sich nicht über die Darstellung landläufiger Anekdoten erheben. . . . Schade bleibt, daß Goethe den Reimele übersehte. Er hat ein ebenso gutes Recht in der Ursprache von der deutschen Jugend studiert zu werden als die Kibetungen, und würde sie nicht nur erheitern, sondern ihnen über die Zukunfts des Lebens die Augen öffnen. . . .

John Brindmans Leben ist nach bewegtem Anfange in stillem Port gelandet. Erst 10 Jahre war John Brindman, als sein Vater in einem Sturme an der Küste von Jütland sein Ende fand. Tapfer hielt die Mutter, von Fremden und Verwandten unterstützt, durch, und der Sohn konnte als wohlbestallter Studiosus der Rechtswissenschaft die heimatlische Universität beziehen. Es waren Jahre der Säkung. Fene Jahre, die dem armen Reuter, Brindmans Freund, die Katastrophe seines Lebens gebracht haben. Auch Brindman selbst wurde in einen politischen Prozeß verwickelt, aber der Großherzog schlug die Angelegenheit schließlich nieder. Aber mochte ihm nun die Heimat verleidet sein, mochte es den Schiffersohn überhaupt in die Ferne treiben — kurz: er wagte den großen Schritt und ging nach Nordamerika.

Otto Belgien, der aus Anlaß des 100. Geburtstages des Dichters bei Richard Hermes in Hamburg neben einer Ausgabe des Kaiser-Ohm auch ein hübsches, an Mitteilungen über den Dichter reiches Brindman-Buch hat erscheinen lassen, weist darauf hin, daß über

die amerikanischen Jahre Brindmans fast nichts Zuberlässiges vorliegt. Nach zwei und einem halben Jahre landete er wieder auf deutscher Erde, und nun, heimgekehrt, begann er ein Leben stiller Tätigkeit. Erst als Hauslehrer, dann als selbständiger Schulleiter in Goldberg, wo er sich seinen eigenen Herd gründen konnte, und schließlich als Realschullehrer in Güstrow. In diesen Jahren, wo er mit der Natur und den Menschen seiner mecklenburgischen Heimat in nächstem Verkehr stand, muß die Lust zur plattdeutschen Dichtung in ihm erwacht sein. Nach und nach brachte es der fleißige Mann in Güstrow zu städtischen Ehrenämtern, wenn auch sein Einkommen immer bescheiden geblieben ist.

Schon am 20. September 1870 ist Brindman verstorben. Damals war er nur im kleinen Kreise gefannt. Er ist eine stille Seele, ein feines, beschauliches Gemüt. Ein tiefer Ton der Natur- und Heimatsliebe besetzt seine Lyrik, die zuweilen mit großem Glück die Weisen des Volksliedes anschlügt. Und dann der Kasper-Ohm! Ein echtes Stück deutscher Heimatskunst, darin die alte Schifferstadt und ihre Menschen mit prächtiger Anschaulichkeit hervortreten. Dabei ist das Werk von jener Sentimentalität, die manchmal in Reuters Schaffen überwuchert, völlig frei. Die knorrigen Rostocker Schiffer, der fremde Professor aus Sachsen, die liebe, übermütige, immer zu Streichen aufgelegte Jugend, das gutherzige Wäschen, schließlich die fremden Krieger aus der Franzosenzeit: das ist eine Galerie von Gestalten, die, je öfter man sie beschaunt, um so erfreulicher wirkt.

Heilkunde.

Die unsichtbaren Krankheitsgifte. Die Wissenschaft zählt heute etwa 40 Krankheiten, die ohne Zweifel ansteckender Natur sind, aber durch so winzige Keime hervorgerufen werden, daß man ihrer auf dem gewöhnlichen Wege nicht habhaft werden kann. Diese Krankheitsgifte werden mit einem Fachausdruck als filtrierbares Virus bezeichnet. Früher wurden sie einfach unsichtbar genannt, aber es ist seitdem gelungen, einige dieser kleinsten Keime durch eine Färbetechnik sichtbar zu machen. Ihnen bleibt jedoch das Merkmal gemeinsam, daß sie nicht durch Filtration ausgeschieden werden können, da sie sogar durch die feinsten Poren eines Filters hindurchgehen. Dieser Umstand bereitet der Forschung naturgemäß große Schwierigkeiten und ist als die Ursache zu betrachten, warum die Entstehung so gewöhnlicher Krankheiten wie des Scharlachs, der Masern, des Piegenseters und noch verschiedener anderer bis auf den heutigen Tag unaufgeklärt geblieben ist. Die Nachricht von der Entdeckung des Erregers dieser Krankheiten hat sich leider immer noch, so oft sie sich auch wiederholt hat, als Selbsttäuschung herausgestellt. Dennoch sind auch bedeutame Erfolge gegen die unsichtbaren Gifte erstritten worden. Prof. Kraus in Buenos Aires hat über solche Fortschritte in der „Wiener klinischen Wochenschrift“ einen herrlichen Aufsatz veröffentlicht, und er ist dazu berechtigt, weil die südamerikanischen Staaten jetzt eine Vereinigung geschlossen haben, um diese und ähnliche Forschungen in besonderem Grade zu fördern. Außerdem sind in Südamerika selbst wichtige Beiträge zur Aufklärung der unsichtbaren Krankheitsgifte erzielt worden.

Der eigentliche Anfang dieser Forschungen liegt erst etwa ein- einhalb Jahrzehnte zurück. Er wurde eingeleitet durch die Arbeiten über die Maul- und Klauenseuche sowie über die Lungenseuche der Rinder. Damals wurde zum erstenmal nachgewiesen, daß unter der bisher bekannten Welt von Bakterien und anderen Kleinwesen noch eine Unterwelt besteht, die mit noch viel kleineren und zum Teil recht gefährlichen Lebewesen bevölkert ist. Unter diesen befinden sich die Erreger nicht nur menschlicher und tierischer, sondern auch pflanzlicher Krankheiten ansteckender Natur. Zu welchen Gruppen von Lebewesen diese kleinsten Gebilde überhaupt gehören, darüber können vorläufig nur Vermutungen geäußert werden. Scheidmann stellte sie zu den Artieren, und auch andere Forscher bekennen sich zu dieser Ansicht, weil manche der von ihnen erregten Krankheiten ebenso wie die Malaria durch Stechmücken übertragen werden. Das ist insbesondere für das Gelbe Fieber zuerst in Südamerika festgestellt worden. Dennoch ist etwas Sicheres über die Natur jenes filtrierbaren Virus noch immer nicht auszusagen. Der Erforschung ist es nur durch den Tierversuch zugänglich, dessen Unentbehrlichkeit dadurch aufs schärfste gekennzeichnet wird. Man kann auf diesem Wege Krankheiten, deren Erreger noch unentdeckt ist, auf Tiere impfen und dadurch wenigstens ihre ansteckende Wirkung erweisen. Es ist ermittelt worden, daß für die Ansteckung das Alter der Tiere einen Unterschied macht. Als Fingerzeige für die Möglichkeit einer Schutzimpfung gegen die Krankheit auch bei Menschen werden dadurch die wertvollsten Ratsschläge gegeben. Ueberdies gehören ja zu diesen Krankheiten gerade die verderblichsten Tierkrankheiten, für die der Tierversuch selbstverständlich noch maßgebender ist. Leider sind dagegen einige der bedenkllichsten menschlichen Leiden dieser Art, wie das Gelbe Fieber und der Melenypphus, den Tierversuchen bisher nicht zugänglich gewesen, und dieser Umstand hat mehrere fähne Nerzte zur freiwilligen Uebernahme eines Martyriums geführt, bei dem sie sich selbst mit den tödlichen Giften impften, um ihre Uebertragbarkeit zu prüfen. Neuerdings ist freilich ermittelt worden, daß das Gelbe Fieber auch bei Affen auftreten kann. Die Erfolge, die in jüngster Zeit in der Erforschung des Erregers der Hundewut und der Pocken angeündigt worden sind, scheinen auch noch nicht endgültig zu sein, da Prof. Kraus sie durch seine sorgsamem Tierversuche nicht hat bestätigen können.